

## Um Arbeit und Brauch des Tiroler Bergbauern

Von Erika Hubatschek (Innsbruck)

Mit 5 Bildern (Tafel LIX, LX)

Nicht nur für die Berge selbst in ihrem Werden und Sein, sondern auch für ihre Bewohner, die Bergbauern hat Prof. v. Klebelsberg immer viel übrig gehabt — so möge ihn dieser Beitrag freuen.

Bauernarbeit ist etwas wesentlich anderes als die Arbeit des Städters. Einen Alltag im Sinne des Städters, nämlich eine alltäglich gleichbleibende Beschäftigung im Büro oder an der Maschine, gibt es für den Bauern nicht. Für ihn bringt jede Jahreszeit verschiedene Aufgaben und Tätigkeiten. Er muß für ein ganzes Wirtschaftsjahr oder sogar noch weiter vorausdenken und -schauen und seine Arbeit nach vielen oft täglich sich ändernden Gesichtspunkten ausrichten. Sie wird ihm zum Teil von der Jahreszeit, von der Witterung und so manchem anderem, das außerhalb des menschlichen Willens und außerhalb der menschlichen Macht liegt, vorgeschrieben.

Jede Arbeit hat ihre eigene Zeit und danach kommt die lange, notwendige Pause des Wartens und Wachsens. Ruhe ist für den Bauern die andere, stillere Hälfte, die notwendig und ganz selbstverständlich zu jeder Arbeit dazugehört und durch die jede Arbeit, selbst die schwerste, ihren natürlichen Ausgleich findet.

Eingegliedert in den großen Rhythmus der Jahreszeiten verläuft also das Leben des Bauern und erst das Jahr ist für ihn die Einheit, die sich immer wiederholt so wie für viele andere Menschen der Tag. Kein anderer verspürt daher so stark wie der Bauer den Kreislauf allen Geschehens, das ewige Stirb und Werde, sei es in der Natur draußen im Wechsel der Jahreszeiten oder in der größeren Zeitspanne des Menschenlebens. Darin liegt wohl auch die Wurzel der bäuerlichen Frömmigkeit.

Bauernarbeit kennt nie die Hast und nervöse Spannung, die die Arbeit des Städters nur allzu oft kennzeichnen. Wie alles im bäuerlichen Leben,

so geschieht auch die Arbeit — selbst wenn sie zu Zeiten fast Unmenschliches an Kraft und Ausdauer erfordert — mit einer gewissen Würde und Gelassenheit, mit einer Ruhe, wie sie sich ja so deutlich schon im Gang und in allen Bewegungen unserer Bauern ausdrückt. Hastige Arbeit ist etwas Unbäuerliches und kann nie durchgehalten werden — nicht einmal einen ganzen Tag, noch viel weniger ein Leben lang.

Immer ist bei der bäuerlichen Arbeit der ganze Mensch beteiligt. Nicht nur mit der Hand allein, sondern ebensowohl mit Verstand will die Bauernarbeit angepackt sein, wenn wirklich etwas Ordentliches geleistet werden soll. Aber auch Herz und Gemüt kommen dabei nicht zu kurz. Das zeigt uns zum Beispiel das Brauchtum, das viele Arbeiten begleitet und sowohl von der Frömmigkeit und tiefen Besinnlichkeit als auch von der Freude des bäuerlichen Menschen an Scherz und Frohsinn zeugt.

Das zeigen uns ferner viele Redensarten und Sprichwörter aus der bäuerlichen Welt, die in ihrer lebendigen, bildhaften Sprache oft echten Humor und tiefe Lebensweisheit offenbaren. Das zeigt uns schließlich auch der Hausrat eines alten Bauernhauses oder viele Gebrauchsgegenstände und Arbeitsgeräte, die oft mit staunenswerter Liebe und Sorgfalt hergestellt sind und hohes handwerkliches Können verraten (Abb. 1). Viele von ihnen sind so einfach, so zweckentsprechend und doch so vollendet und schön, daß man gerade daraus die wirkliche Kulturhöhe ihrer Schöpfer erkennen kann. Meist sind diese Gegenstände, die ja der Bauer oder die Bäuerin, Knecht oder Dirn in vielen Fällen tagtäglich zur Hand nehmen, auf dem Bauernhof selbst von einem der Vorfahren hergestellt. Welches feine Schönheitsempfinden und welche tiefe Innerlichkeit diese unbekanntenen Künstler aus dem Volke gerade in der Formgebung und Ausschmückung von Geräten und Hausrat an den Tag legten, das zeigt uns in überreicher Fülle das Tiroler Volkskunstmuseum, das seinen Reichtum zu einem guten Teil Südtirol verdankt. Zählen doch die Täler Südtirols in kultureller Hinsicht zu den reichsten im ganzen Alpenland, obwohl gewiß auch da schon vieles in den letzten hundert Jahren verfallen, in Vergessenheit geraten oder dem Einfluß des Fremdenverkehrs und der damit eindringenden andersartigen Gesinnung zum Opfer gefallen ist.

Im Brauchtum ist — so wie überall im Leben — niemals die äußere Form entscheidend, sondern die innere Haltung, die dahintersteht. Das Brauchtum umrankt nicht nur festliche Anlässe im Jahreslauf oder bei Geburt, Hochzeit und Tod, sondern gerade auch die Arbeit mit ihren schlichten und doch oft so tiefen Bräuchen ist Ausdruck des bäuerlichen Denkens und Trachtens. So zum Beispiel, wenn der Bauer im Unterland beim Pflügen einen Zweig aus dem „Palmbuschn“ unter die erste Furche legt mit dem Wunsch für ein gutes Gedeihen der Saat. Oder wenn dort im Mai (um Christi Himmelfahrt)

Frühlingsblumen auf den Acker gestreut werden, „as 's Korn bald in die Ächr schiaßt“. Im Zillertal gehen nach dem Umbauen der Äcker die Nachbarn von einem Hof zum andern und helfen „u-haun“ (anhauen), die Furchen zerschlagen; abends wird auf dem Hof, auf dem man tagsüber gearbeitet hat, getanzt, „as 's Korn guat anwachst“, versicherte mir eine alte Bäuerin. Am Mittwoch vor dem Georgitag (24. April) gehen dort die jungen Burschen mit den Kühglocken über die Felder und läuten, damit nach dem Volksglauben alles gut wachsen und kein Hagel darüberkommen soll.

Während der Heuarbeit „würzt“ so mancher Brauch die strenge Arbeitszeit, die jeden Tag vor Sonnenaufgang beginnt und bis zum Einbruch der Dämmerung andauert. Freilich ist es kein festlicher Brauch, der großer Vorbereitungen bedarf und fremde Zuschauer anziehen würde. Aber gerade diese schlichten Arbeitsbräuche, die von Nichtbeteiligten so wenig beachtet werden, lockern die Arbeit auf und tragen mit dazu bei, daß der Bauer Frohsinn und Freude an seiner Arbeit nicht verliert, auch wenn sie noch so schwer sein mag. Denn Freude und „a guatr Hamúr“ erleichtern ja jede Arbeit.

Im inneren Passeier, zum Beispiel auf den Stulser Mahdern (Abb. 2) unweit des Jaufenpasses, kann man oft schon auf beträchtliche Entfernungen hin ein lautes, eigentümlich winselndes und scharrendes Geräusch hören. Es kommt von den Mähern, die den „Bär' au-machn“. Wenn sie nämlich mit dem Mähen schneller sind als die „Weiberleut“ mit dem Verrechen der Mahden, dann scharren die Mäher mit ihren Wetzsteinen auf den Sensenrücken, wodurch dieses Geräusch entsteht. Natürlich gibt's dann viel Spott und Gelächter, auch abends von Seiten der Nachbarn, die ja weit und breit durch den Lärm auch von der Säumigkeit der Recherinnen erfahren haben. Erst wenn es den Recherinnen gelungen ist, alle Mahden zu zerstreuen, haben sie den „Bär'n g'schossn“. Unter anderen Namen — zum Beispiel als „Hund au-geign“ im Stubai — ist dieser Brauch auch in Nordtirol verbreitet.

Überall im Passeier ist's vom „Jóseppntåg“ (19. März) bis zum „Michlståg“ (29. September) der Brauch, jeden Tag nach dem Essen eine Stunde zu schlafen („Mittágstund' haltn“). Daran hält man sogar auf den Bergmahdern fest, selbst wenn sie so steil sind, wie zum Beispiel „im Scheipp“<sup>1)</sup> oberhalb der Höfe von Pill in Pfelders (Bild 3). Man findet dort kaum einen Platz, auf dem nicht die Gefahr des „Derkugeln“ (Abstürzens) lauert, wenn man sich

<sup>1)</sup> Vergleiche dazu Schmeller A.: Bayerisches Wörterbuch, 4 Teile, München 1877, III., 376, scheippen (Passeier) fallen und III., 307, g'schibbm (Sterzing) gefallen; ferner Schöpf J.: Tirolisches Idiotikon, Innsbruck 1866, S. 596: scheiben, schein, fallen, stürzen, part. g'schibm, g'schípn. Im Passeiertal wird jedoch das part. anders gebildet, z. B. „er isch derscheppt“ er ist abgestürzt. Jedenfalls ist der Name dieses Bergmahdfleckens sehr bezeichnend!

im Schlaf bewegt. Am sichersten ist's deshalb, sich in einen der kleinen, zum Wegtragen hergerichteten Heuhaufen zu verkriechen und dort sein Mittagsschläfchen zu halten. Genau eine Stunde nach Beendigung des meist aus Ziegenmilch und Hartbrot bestehenden Mittagessens erhebt sich der Bauer als erster vom Ruhen und ruft mit einem lauten „Hoi!“ oder einem mit Hilfe der Finger hervorgebrachten schrillen Pfiff auch alle übrigen wieder an die Arbeit.

Wie selbstverständlich und wie allgemein verbreitet dieses „Mittagstund' haltn“ bei den Passeirer Bauern ist, kann man gut beobachten, wenn man zur Mittagszeit unterwegs ist. Überall nützt fast unter jedem um den Hof stehenden Baum jemand den kühlen, schattigen Rasen für sein Mittagsschläfchen aus, — manchmal sogar mit einem großen weißen oder buntkarierten Polster unter'm Kopf — und selbst die fleißige Bäuerin fehlt nicht dabei. Dieses ungeschriebene Gesetz in Passeirer läßt bestimmt die Leute nachher mit umso mehr Kraft ihre Arbeit tun. Wie schwer sie gerade dort oft ist, können wir daraus ermessen, daß es sowohl auf den Berghängen des äußeren als auch des inneren Tales auf vielen Höfen keinen vierrädrigen Wagen gibt, ja daß sogar in manchen Ortschaften und Weilern — wie Stuls oder Pill — kaum ein einziger solcher zu finden ist. Was sollte der Bauer auch mit einem Wagen, wenn kein Fahrweg, sondern nur ein mit großen Steinen gepflasterter, steiler Fußsteig zu seinem Hof hinaufführt? Kein Fahren ist zu diesen Höfen möglich, sondern nur ein Ziehen oder Tragen, das natürlich meist dem Menschen zufällt. Wohl hat der Passeirer Bauer — ähnlich wie der Osttiroler — gerade diese Steilheit seiner Berge zu nützen gewußt, indem er Seilriesen zur Heimschaffung des Bergheues in großer Zahl oder auch kleine Seilaufzüge zwischen Tal und Hof angelegt hat. Aber nur einen Teil seiner Arbeit können sie ihm abnehmen, allzuviel muß der menschlichen Trag- und Zugkraft überlassen bleiben.

Mit viel Arbeit, aber auch mit besonders viel Frohsinn und innerem Anteil sind die sechs „Almwochen“ für die rund um die Seiser Alm wohnende bäuerliche Bevölkerung erfüllt. Von der Heuarbeit wird das gesamte Leben und Treiben auf dieser größten Alm der deutschen Alpenwelt (51 qkm) bestimmt. Im Südosten durch Lang- und Plattkofel abgeschlossen und durch den Höhenzug, der sich in westlicher Richtung bis zum Schlern erstreckt, bleibt diese weite Landschaft mit ihren Tälern, Mulden, Kuppen und Waldungen jedem in unvergeßlicher Erinnerung. Es ist dabei gleichgültig, ob er sie im Sommer in ihrem prächtigen Blumenschmuck gesehen hat (Abb. 4), wenn sie zur Mahdzeit von arbeitsfreudigen Mahdleuten belebt ist, oder ob er zur Winterszeit dort war, wenn die weiten Schneeflächen gleißen und glitzern und die Bauern ihr Heu auf Schlitten zu Tal führen.

Obwohl die „Schwoagbauern“ — diejenigen Bauern, die nach alter Überlieferung nicht nur Mahdrechte auf der Seiser Alm haben, sondern die auch „schwoagn“ (schwaigen)<sup>2)</sup>, also Vieh auftreiben und Milchwirtschaft betreiben dürfen — ihr Vieh den ganzen Sommer über auf der Seiser Alm haben und die Milch zu Butter und Käse verarbeiten, beginnt erst mit den „sechs Almwochen“ das richtige Leben dort oben. Überall sonst auf den Bergmähdern und -wiesen Nord- und Südtirols zieht jeder Bauer mit seinen eigenen Leuten, zu denen nur selten noch einige Tagwerker kommen, für so lange Zeit hinauf in die Höh', bis er alles gemäht und eingebracht hat; bei vielen dauert das fünf bis sechs Wochen. Anders ist es auf der Seiser Alm. Jeder Bauer, der dort mäht, hat seit altersher seine bestimmte, alljährlich gleichbleibende Woche — nur einige sehr große Bauern benötigen deren zwei — für die er so viele fremde Leute aufnimmt, als er eben braucht. Zehn bis zwölf Leute arbeiten dann durchschnittlich bei einem Bauern. Manchmal kommt es auch vor, daß einer „Roblmähd“ macht, das heißt in ein oder zwei Tagen alles zusammenmäht und natürlich dementsprechend mehr Leute aufnehmen muß.

Jede dieser sechs Almwochen hat ihren eigenen Namen. Die erste ist die „Magdalénwochn“ (Magdalena am 22. Juli), daran schließt sich die „Jóggaswochn“ (Jakob am 25. Juli), dann die „Werwochn“<sup>3)</sup>, die vierte heißt „Lorénzwochn“ (Lorenz am 10. August), die fünfte „Unserfráuwwochn“ („Hoachinser-Frauentag“ = Mariä Himmelfahrt am 15. August) und schließlich die sechste „Bartlmäwochn“ (Bartholomäus am 24. August).

Oft schon im Winter, spätestens aber um Peter und Paul (29. Juni) herum muß sich der Bauer um Mahdleute umschaun. Meist nehmen sich die „Etn“ (Ehalten, Dienstboten) schon bei ihrem Dienstantritt zu Lichtmeß (2. Feber) eine Woche für die Arbeit bei irgendeinem anderen Bauern auf der „Alm“, wie man die Seiser Alm kurz nennt, aus. Freuen sich doch alle schon lang vorher auf diese Zeit! Jeder, der von einem Bauern für seine Almwoche(n) aufgenommen ist, erhält von diesem eine „capare“ (Angeld; um 1940 waren es 5 Lire); wenn er die Vereinbarung nicht einhält, muß er den doppelten Betrag zurückgeben. Den aufgenommenen Leuten wird die Arbeit auf der Seiser Alm bar ausbezahlt.

Beim Aufnehmen muß es der Bauer so einteilen, daß er für jeden „Mähd“ eine Recherin hat, denn die beiden bilden die ganze Woche hindurch die klein-

<sup>2)</sup> Vergleiche Schmeller, a. a. O. III., 532, die Schwaig der Viehhof, mhd. sweige, ahd. sweiga; schwaigen; schwoagn Käse bereiten, Alpwirtschaft treiben, auf die Alpen gehen. Siehe auch Stolz O.: Schwaighöfe in Tirol. Wissenschaftl. Veröffentlichungen des D. u. Ö. Alpenvereins, Innsbruck 1930, S. 51.

<sup>3)</sup> Auch vor Pfingsten heißt eine Woche, in der kein besonderer Heiliger im Kalender steht, die „Werwochn“.

ste Arbeitseinheit und arbeiten immer zusammen. Nicht selten schlägt der Mäher selbst seine Recherin vor, denn meist sind es diejenigen, die auch sonst miteinander gehen, — „richtig zammspieln“, wie die Leute sagen — und der Bauer hat leicht Verdruß, wenn er zwei erwischt, „dö net guat zammschau“n“. Der Mäher hat ja seiner Recherin gegenüber so manche Verpflichtung — ebenso natürlich umgekehrt — und es ist weder ein gedeihliches Arbeiten noch die richtige Gemeinschaft unter den Almleuten, die bei einem Bauern beschäftigt sind, gewährleistet, wenn diese Verpflichtungen nicht eingehalten werden.

Einige Beispiele dafür: jede Recherin muß mehrmals im Tag ihrem „Tschasch“ — wie der zugehörige Mäher sowohl bei den Deutschen als auch bei den Ladinern auf der Seiser Alm genannt wird — „Lēcka gebm“. Sie bietet ihm mit den Worten „mägsch an Lēcka?“ Zuckerln an, die er entweder gleich verzehrt oder, wenn sie in Papier eingewickelt sind, auf den Hut hinter das Band steckt, so daß sich ein Fremder und Uneingeweihter wohl wundern mag, was dort neben Brunellen und Arnika für seltsame „Blumen“ zu finden sind. Ab und zu werden Zigaretten, am Freitag sogar Zigarren als „Lēcka“ gegeben.

Bei den Mahlzeiten essen der Mahder und seine Recherin immer gemeinsam von einem Teller. Im Tal hingegen ist es in dieser Gegend auch bei den Bauern üblich, die Suppe vom eigenen Teller zu essen und die Bäuerin dürfte es keinem der Dienstboten zumuten, mit einem anderen vom gleichen Teller zu essen.

Freitag abends sind überall in den Gasthäusern auf der Seiser Alm Tanzunterhaltungen „mit Ziach-Orgl und Blechmúsig“, zu denen auch der Bauer mitgeht und seinen Leuten einen Doppelliter zahlt. Bei dieser Unterhaltung muß jeder Mäher seine Recherin freihalten. Und am Samstag nachmittag beim Heimgehen muß er ihr den ganzen Weg ihr „Zeggerle“ tragen, in dem sie Kamm, Handtuch und das Wenige, was sie sonst noch die Woche über braucht, drin hat. Er muß sie auch „heimliefern“, bis zum Haus begleiten, selbst wenn es in einem anderen Ort liegt als sein eigener Dienstplatz.

Wenn die Recherin keine „Lēcka“ gibt, dann „isch es koa guats Zoachn“. „Wenn oan Mahder sei Recherin nit paßt“, gehen die beiden am Freitagabend auch nicht mit zur Unterhaltung. Das Zeggerle trägt er ihr auch nicht und begleitet sie nicht heim, „bal' sie nit guat Freund sein“.

Sogar über ihre Zukunft können die beiden Arbeitsgefährten auf der Alm etwas erfahren. Gemeinsam werfen sie das große, meist selbstgesponnene Heutuch aus, in welches das Heu eingefaßt und vom Mahder auf Kopf und Schultern zur „Dille“, wie die meist recht geräumigen Heuhütten hier heißen, getragen wird. Der Volksmund sagt nun: Wenn sich dieses Tuch beim Ausbreiten schön spannt und die Seile fliegen — wenn also die beiden gut mit-

einander arbeiten — dann heiraten sie zusammen. Auch ein Beispiel dafür, wie eng beim bäuerlichen Menschen die Ehe, die ja gerade beim Bauern ein gemeinsames Arbeiten von Mann und Frau bringt, wie man's nur selten so schön ausgeprägt findet, mit dem Gedanken an ein gutes Zusammenarbeiten verbunden ist.

Manchmal, „wann a lötzer Mahder isch“, läßt er „diawatamol“ (hie und da) ein paar Büschel stehen und die Recherin muß das Gras hintennach abrupfen. Dafür muß ihr der Mäher vom Pleitermarkt in Sankt Ulrich (Gröden, 14. Oktober), einen Sack Birnen, die „Rupfbirn“, bringen.

Auch auf der „Alm“ gibt es eine noch heute genau eingehaltene Rangordnung. Der erste Mahder, der sowohl beim Arbeiten als auch beim Essen immer „vorangeht“ und anschafft, ist der „Groaße“. Manchmal will keiner dieses Amt übernehmen, dann muß der Bauer selber den „Groaßen“ machen. Meist ist jedoch der Bauer Letzter, der sogenannte „Fuchs“. „Wiesn-Groaßer“ heißt der zweite, die übrigen Mäher — meist vier bis sechs im ganzen — führen keine besonderen Namen. Jeder hat, wie schon erwähnt, seine Recherin, nur beim „Fuchs“ muß oft der „Gigger“ (so heißt ein Bub, der einem Mäher rechnen muß) die Recherin ersetzen. Eine wichtige Persönlichkeit ist überall die „Häuserin“, die das Kochen, Essentragen, Abwaschen usw., mit einem Wort den „Haushalt“ auf der Alm, zu besorgen hat.

Bei der Arbeit tragen die Männer fast ausnahmslos ihr blaues „Firtach“ (Vortuch, Schurz); die Frauen und Mädeln arbeiten zum Großteil in der Tracht, deren langer und sehr weiter schwarzer Kittel meist aufgeschlagen wird. Diese schöne Tracht mit den kurzen, bauschigen weißleinenen Ärmeln, mit den auf hellem Grund bunt geblühten Tüchern und den leuchtend blauen Schürzen trägt viel dazu bei, daß man das Bild einer solchen Recherin in ihrer weit ausgreifenden, rhythmischen Bewegung, dazu die herrliche Bergumrahmung, nicht so leicht vergißt. Für die Haartracht gilt bei der weiblichen Bevölkerung der Gegend um die Seiser Alm ein ungeschriebenes Gesetz, an dem sie streng festhält: Nur die Ledigen haben die Zöpfe kranzförmig um den Kopf geschlungen, die Bäuerinnen dagegen tragen den „Satz“ („Häärsatz“), bei dem die Zöpfe am Hinterhaupt in Form eines ziemlich breiten Knotens hin- und hergelegt werden. Der durchgesteckte „Hää-Spiß“ läßt etwas über die Wohlhabenheit der Bäuerin erkennen je nachdem, ob er aus Silber oder aus Gold verfertigt ist. Eine Ledige darf dort nur ausnahmsweise einen Tag lang diesen „Satz“ tragen, und zwar dann, wenn sie Tauf- oder Firmpatin ist.

Wenn es während der Mahdzeit auf der Alm regnet, kann natürlich nur gemäht werden oder die Leute müssen überhaupt „in Scherm gehn“ (Unterstand suchen). Ist die Woche so schlecht, daß das Heu nicht eingebracht werden kann, dann muß am Montag Nachmittag der folgenden Woche jeder

Bauer die Leute dorthin arbeiten gehen lassen, wo sie in der vorhergehenden Woche waren. Manchmal kommen sogar eigens Verwandte von Mahdleuten für einen Tag auf die Alm herauf, um die Pflicht ihrer Angehörigen abzarbeiten. Als Wetterregel auf der Seiser Alm wie auch in Kastelruth gilt der Spruch:

Hät dr Schlern an Huat,  
werds Wetter guat;  
hät'r an Sabl,  
når werd's miserabl.

Zum Zeichen, daß ihr Almanteil fertig gemäht und geheut ist, „tian die Mahdr den Bock ausgeign“, das heißt, sie machen mit dem Wetzstein das vom Passeirer „Bär au-machn“ beschriebene Geräusch und weitem auf der Alm weiß man dann: Die Leute vom . . . bauern sind fertig! Wenn das Wetter gut war und recht flink gearbeitet wurde, kommt es wohl vor, daß das gesamte Heu geborgen ist, ehe noch die Woche zu Ende geht. Dann haben die „Almleut“ des betreffenden Bauern frei und können tun, was sie wollen. Die einen gehen auf den Schlern, andere besuchen Bekannte auf der Alm, jedenfalls muß sie der Bauer „köschtn“ bis Samstag Marend, bis zur Samstagnachmittagsjause verköstigen, dann ziehen sie alle heimwärts von der Alm.

Auf einem Bauernhof ist die Arbeit der Maßstab für alles und für jedes. Das zeigt besonders deutlich die Rangordnung und Arbeitsteilung, die bis ins Kleinste genau festgelegt ist und die jedem auf dem Hof die seiner Arbeitsleistung entsprechende Stellung zuweist. Besonders früher, als es überall auf den Bauernhöfen noch viele „Ehaltn“ (Dienstboten) gab, hatte jeder seinen fest umrissenen Arbeitskreis. Im westlichen Pustertal sollen früher einzelne Bauern bis zu zwanzig Dienstboten gehabt haben<sup>4</sup>). Auch im Sarntal war ihre Zahl oft groß, sie ist jedoch in den letzten Jahrzehnten durchschnittlich auf die Hälfte oder noch weniger heruntergesunken. Aber auch heute noch hat sich besonders in Südtirol so manches von der alten Arbeitsteilung erhalten — sie gibt eine natürliche und selbstverständliche Ordnung, die jeder in dem betreffenden Tal kennt und einhält. So muß zum Beispiel im Ahrntal die „Dirn“ — wie dort die erste oder Großdirn genannt wird zum Unterschied vom „Dirndl“ (zweite Dirn) und von der „Gitsche“, einem oft noch schulpflichtigen Mädels — in der Früh als erste aufstehen, alle übrigen Hausbewohner wecken, einheizen und das „Formas“ (Frühstück) kochen. Die Stube auszukehren und Tisch und Bänke in der Stube abzuwischen ist ebenfalls ihre Aufgabe, während das übrige Haus vom „Dirndl“ und von der „Gitsche“

<sup>4</sup>) Wopfner H.: Bäuerliche Siedlung und Wirtschaft (in „Tirol. Land und Natur, Volk und Geschichte, Geistiges Leben“, München 1933), S. 260.

gekehrt wird. Das „Dirndl“ muß die Küche sauber halten und das Geschirr abwaschen mit Ausnahme von „Melchsechter, Milchseichn und Muaspfann“. Diese drei Geräte sind der Großen Dirn anvertraut. Bei Tisch muß sie den Pfannstiel halten, damit die Pfanne nicht herumtanzen kann, wenn jeder fest zulangt beim gemeinsamen Essen. Waschen, Knechtkammer-aufbetten, Strohsäcke anfüllen und Wassertragen sind ebenfalls Arbeiten, die die „Dirn“ verrichten muß; bei der Feldarbeit geht sie immer mit dem Knecht. Dem „Dirndl“ fallen kleinere Arbeiten zu und zum Holztragen und „kindsen“ — auf die kleinen Kinder achten — ist die „Gitsche“ da, die nebenher zu verschiedenen kleineren Arbeiten herangezogen wird.

Der Großknecht trägt die Verantwortung für alles, was auf dem Hof geschieht. Ihm ist viel anvertraut und alle übrigen Dienstboten müssen ihm folgen. Wenn etwas nicht recht gemacht wird, trifft ihn die Schuld und er muß das Schimpfen über sich ergehen lassen. Bei jeder Arbeit geht er voran — natürlich auch beim Essen und muß außerdem immer das gesamte Arbeitszeug in Ordnung halten. Nach dem Abstechen muß er die „Gruipn“ (Grammeln) auslassen. „Wenns a recht a mehliher isch, druckt'r gâr ålls aus, damit's der Bäurin g'fällt“, erzählte eine alte Dirn aus dem Sarntal. Seine Vorrangstellung ging in einigen Tälern so weit, daß, sobald er bei den Mahlzeiten den Löffel aus der Hand legte, auch alle übrigen mit Ausnahme des Bauern und der Großdirn genug haben mußten. Im allgemeinen galt es bis zum Krieg als ungeschriebenes Gesetz für die Dienstboten, daß beim Essen drei oder vier Knödel überbleiben mußten, „sischt hebn's un schimpfn, sie häbm zu wenig zum Essn!“

Der „Zwoate“, der „Dritte“, der „Vierte“, die manchmal je nach ihrer Tätigkeit eigene Namen führen, gehen bei der Arbeit „hínt'nách“ und als Letzter kommt der „Goaßer“ oder „Goaßbua“. Ihm fällt in Sexten einmal im Jahr eine ganz besondere Aufgabe zu: Beim Dreschen nimmt er die letzte Weizengarbe und „tuit damit die Bäurin schmiern“ (schlagen); so viele Kerne dabei auf den Boden fallen, so viele Krapfen muß er bekommen! Natürlich wehrt sich die Bäuerin, der Bub ebenfalls. Das Interesse am Ausgang dieses kleinen Kampfes ist bei allen Dienstboten groß, denn davon hängt ja an diesem Tag ihr Essen ab. Erwehrt sich der Bub nicht, dann bekommt er keine Krapfen, sondern es wird nur ein Mus gekocht. Der Bub wird in diesem Falle eingefatscht, neben die Muspfanne auf den Tisch gelegt und „schiach“ (arg) verspottet. Wenn der Bub jedoch die Bäuerin tüchtig schlägt und recht viele Kerne zu Boden fallen, bekommt er seine Krapfen und auch für alle übrigen werden welche gebacken. Dann heißt's: „Huir isch dr Woaz guit gerotn!“ und alle loben den Buben. Dieser Brauch dürfte wohl mit alten Fruchtbarkeitsvorstellungen zusammenhängen und mit dem Wunsch, die der Garbe innewohnenden Kräfte auf den Menschen zu übertragen.

Dem „Goaßer“ entspricht in Sexten bei den „Weiberleuten“ die „Gitsch“ als die am wenigsten Geltende. Die „Groaße“ (Großdirn) arbeitet im Sommer immer mit den „Manndern“, im Winter beim Streu- und Holzführen muß die „Kloanere Dirn“ mit ihnen gehen. Dafür braucht sie abends nicht, wie alle übrigen „Weiberleut“, spinnen, sondern kann sich's so wie die „Mannderleut“ auf der warmen Ofenbank gut sein lassen. Die Dritte „isch überall aso mit“ und die „Kuchlin“ hilft der Bäuerin in der Küche. Der Volksmund sagt von ihr, „sie mueß der Bäurin 'n Kittl in die Ridn (Reihen) trägt“, damit sich diese mit ihrem schweren, faltigen Rock leichter umdrehen kann.

Aber nicht nur die Arbeit und die Pflichten gegenüber dem Hof, sondern auch die kleinen Dienste, die sich die Ehalten untereinander zu leisten haben, sind durch Sitte und Brauch genau festgelegt. So muß im Ahrntal der Knecht der Dirn die „Spanln“ zum Einheizen schneiden und ihr den „Waschpluidl“ machen, ein dickes Schlagholz mit einer „Handheb“ (Griff), das zum Bearbeiten der Wäsche auf dem Waschstock dient. Oft sehr reich verziert (Bild 1) erhielt es die Dirn als Minnegabe.

Im Sarntal muß der Großknecht der Großdirn die Schüssel abnehmen, wenn sie sie zum Essen bringt. Dafür bekommt er ein Halstüchl von ihr, das er an den „kleinen Feiertagen“ trägt, zum Beispiel zu Jakobi (25. Juli) oder am „kloanen Blutstäg“ (acht Tage nach Fronleichnam) u. a. Zur Tätigkeit der Großdirn gehört auch das „Schipfn-mäch'n“, Rosen aus einem Stück Holz zu schneiden (zum Anheizen). Der Großknecht muß ihr das „Roafmesser“ dazu schleifen und bekommt dafür ein Tüchl aus Drillich.

Die „Spreidl“ (Spanln) muß im Sarntal die kleinere Dirn machen, wozu ihr der Kleinere Knecht das Spreidlbeil schleift. Der Lohn dafür besteht auch dabei wieder in einem Tüchl. Zu Lichtmeß, wenn das bäuerliche Jahr zu Ende geht und die Dienstboten ausgezahlt werden, bekommen die Knechte auch ihre im Laufe des Jahres verdienten Tücheln. Wenn eine Dirn den Dienstplatz wechselt — früher konnte sie das nur nach Lichtmeß am „Schlenggltag“ (5. Feber) tun — hat ebenfalls der Knecht mitzuwirken. Er muß die Truhe der Dirn von ihrem früheren Dienstplatz abholen und bekommt von der Dirn Schnaps dafür und den „Ziserbuschn“<sup>5)</sup>, den er sich auf den Hut steckt.

Fast alle Arbeiten des Bauern werden von einer Gemeinschaft verrichtet, sei es die kleinere des Hofes oder die größere der Nachbarschaft. Gerade diese Gemeinschaftsarbeiten waren und sind es ja, die Leben in Sitte und Brauch geweckt und erhalten haben. Meist vereint der Abschluß solcher gemeinsam ausgeführter Arbeiten — zu denen unter vielen anderen das „Türknaus-

<sup>5)</sup> Nach Schmeller, a. a. O. IV., 289, bedeutet „Ziser“ eine größere, saftigere Art der Mehlbeere vom *crataegus azarollus* L. Bei Frisch und andern ist das Ziserle die Frucht von *cornus mascula*, Kornelkirsche; auch Kichererbse.

machn", das Kraut-einschneiden, das Dreschen und das Flachs-brecheln gehören — alle Beteiligten zu froher Geselligkeit mit einem ausgiebigen Bauernschmaus und auch der Tanz kommt dabei zu Ehren. Das gilt zum Beispiel für den „Abdreschball" nach Beendigung des Dreschens.

Ein ausgiebiger Trunk darf bei solchen festlichen Gelegenheiten nicht fehlen. Auch dafür sorgt so mancher Brauch. In Sexten wird zum Beispiel beim Kraut- oder Rübenhacken (zum Einsäuern) zuletzt ein schöner „Schober" davon gemacht. „Bals' klaan isch, werd's zammeg'stockt af'n Brette, iberschi (obenauf) kimp a rundr Krapfn drau und a Nagelan-Buschn und Rosmarin". Derjenige, dem beim Kraut-, bzw. Rübeneinfassen dieser Buschen zufällt, der muß „in die Krautreiter schickn". Mit den Worten „hiaz waar guit die Krautreiter" schickt er ein Bübl zum Wirt, um sie dort auszuleihen. Das Bübl macht jedoch große Augen, denn an Stelle der Krautreiter händigt ihm der Wirt — einen großen Krug mit Wein oder Schnaps aus, der später vom Auftraggeber bezahlt wird.

Auf andere Art sorgen fast überall in unseren Tälern die Brechlerinnen dafür, daß ihre Kehlen bei der staubigen Arbeit des Flachsbrechelns nicht gar zu trocken werden. So erging es den Sextner Schafkäufern oft schlecht, wenn sie im Herbst durch's Lesachtal zogen. Sobald einer von den Brechlerinnen bemerkt wurde, stürzte eine „Schneidige" auf ihn los, um ihm den „Brechwoaz" zu geben, ihn mit einem Büschel „Hää" (Flachs) fest einzureiben. Nicht selten kam einer mit „Marcher" (Merkmalen) heim, die die „Ägl" oder „Ägn" (holzige Bestandteile der Flachsstengel) in seinem Gesicht hinterlassen hatten. Keiner wurde ausgelassen, bevor er den Brechlerinnen nicht ein paar Liter Bier oder Wein gezahlt hatte.

Noch lang könnte man diese Beispiele über Arbeit und Brauch des Tiroler Bergbauern fortführen. Wie sich immer wieder beobachten läßt, ist die Bauernarbeit nicht nur bloße Beschäftigung, sondern etwas, das den ganzen Menschen erfaßt. Und zwar so erfaßt, daß Arbeit und Freizeit nichts Gegensätzliches sind, sondern eine große, weitgespannte Einheit bilden. Arbeit und Leben sind ja für den Bauern in so starkem Maße eine Einheit, wie kaum in irgendeinem anderen Stand. Deshalb finden auch in der Arbeit und im Arbeitsbrauchtum alle die Lebenswerte des bäuerlichen Menschen ihren mehr oder minder starken Ausdruck. Wer die bäuerliche Arbeit richtig werten will, der muß dabei besonders auch auf die Arbeitsgesinnung und Arbeitsordnung unserer Bauern achten, um gerade daraus das bäuerliche Wesen noch besser kennen und schätzen zu lernen.



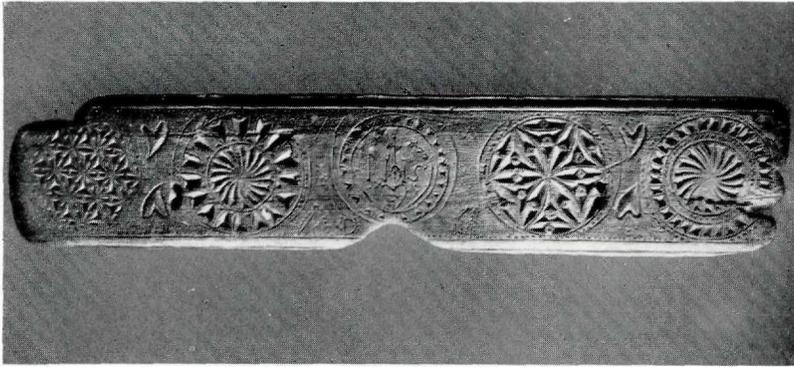


Abb. 1. Ochsenjoch-Brett (Phot. Richard Müller, Innsbruck).

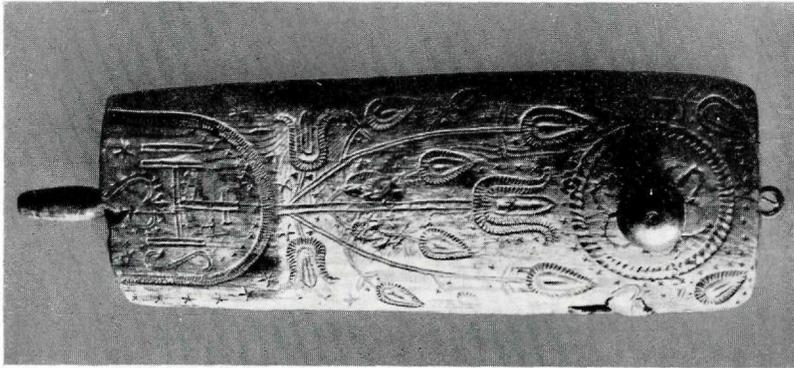


Abb. 2. „Wasch-Pluidl“ (Schlagholz zum Wäschewaschen)  
(Phot. Richard Müller, Innsbruck).



Abb. 3. Melkstuhl (Phot. F. Wiedner).



Abb. 4. Beim Bergheuen im „Scheipp“ (Inner-Passeier).



Abb. 5. Seiser Alm gegen die Geisler- und Puez-Spitzen.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1946/49

Band/Volume: [026-029](#)

Autor(en)/Author(s): Hubatschek Erika

Artikel/Article: [Um Arbeit und Braud des Tiroler Bergbauern. 597-607](#)